

Rafik Schami

# Samir und der Wunsch nach Freiheit



GULLIVER

5.

## **Eine Kaserne namens Schule**

*oder Von schwarzen und weißen Syrern*

Unsere Schule erinnerte eher an eine Kaserne und hatte mit einer Bildungseinrichtung für freie Menschen wenig zu tun. Hier wurden die Schüler gedrillt auf die Liebe zum »Präsidenten« und den Hass gegen seine Feinde. Das ist zwar Schwachsinn, aber wenn du dreihundert Mal im Jahr diesen Schwachsinn wiederholst, geht er dir ins Blut.

Diktaturen und Werbung sind miteinander verwandt. Jeden Morgen vermischten sich die Rufe für das Vaterland mit den absurden Reimen auf die Namen der Herrschersippe und auf die der Heimat. Die unzähligen Synonyme eines jeden arabischen Wortes erlauben es, mit jedem Namen Reime zu bilden, die ihn adeln. Vom Löwen haben wir fünfhundert Synonyme, vom Schwert mehr als zweihundert und vom Wein mehr als hundert.

Wir riefen also täglich am frühen Morgen: »Unser Präsident herrscht ewig«, und »Er ist der Vater unserer Heimat«. Damit wurde das großartige Land Syrien nach dem Modell Nordkoreas auf den Diktator reduziert. Wer ihm nicht gehorchte, war ein Verräter des Vaterlandes. So simpel machte die Schule unser Denken. Und wehe, wenn ein Lehrer, ein Spitzel oder Parteimitglied einen der Schüler erwischte, der abfällig lächelte, falsche Sprüche ausrief oder nicht mitbrüllte.

Das Lernen geschah an unserer Schule nicht, um Neugierde, Wissen, Forschen anzuregen und zu entwickeln, sondern bestand im stupiden Auswendiglernen, als ob Chemie oder Mathematik aus Koranversen bestünden.

Auch von echter Wissensvermittlung konnte keine Rede sein. Wir waren bereits in der siebten Klasse, als Sami mir erzählte, er habe in einer ausländischen Zeitung gelesen, dass in Syrien viele verschiedene Völker und Religionsgemeinschaften existierten. Ich kannte bis dahin nur Muslime, Juden und Christen. Woher sollte ich wissen, dass in unserem Land Kurden, Schiiten, Ismailiten, Drusen, Juden, Jesiden, Alawiten, Sunniten, Tscherkessen, Assyrer, Armenier, Aramäer, Turkmenen und Palästinenser lebten? In der Schule lernten wir bis zum Abitur kein Wort darüber.

Der Vergleich unserer Schule mit einer Kaserne ist nicht übertrieben. Wir trugen Uniformen, und ab der sechsten Klasse wurden wir militärisch gedrillt und der Hass gegen »Feinde des Vaterlands« wurde

geschürt – und das konnten durchaus Syrer sein, die einfach nur eine andere Meinung hatten als das Regime.

Unsere Grundschule wie auch die Oberschule sind nur für Jungen. Deshalb rannten die Jugendlichen, natürlich auch Sami, zum Ausgang der Mädchenschule und freuten sich, ihrer Angebeteten einen heimlichen Luftkuss oder verliebten Blick zuzuwerfen und ihr manchmal mutig wie ein todesgeweihter Kamikaze-Flieger ein Briefchen zustecken. Sami war oft dabei. Mir war das zu blöd.

Jede Klasse hatte einen Aufseher. In der Regel war das ein charakterloser oder ein bärenstarker Schüler. Über ihm standen die »Aufseher der Disziplin« und der Oberaufseher, beide waren Beamte in der Schulverwaltung. Über alle Aufseher wachte der Direktor und über den Direktor wiederum der Parteivertreter, und der stand in direkter Verbindung mit dem Geheimdienst, der alles kontrollierte.

Außerdem gab es wie in jeder Kaserne Spitzel. Sie wurden belohnt, wenn sie aufrührerische Schüler aufspürten und vor allem Witzeerzähler und Gerüchteverbreiter anzeigten. Daher provozierten oder verführten diese Spitzel manchmal harmlose Schüler, irgendeinen Witz gegen das Regime zu erzählen, um sie dann anzuzeigen.

Unseren Schulkameraden Marwan zum Beispiel erwischte es gnadenlos. Er war ein mutiger Kerl bis zu dem Tag, an dem er schlicht aus Freude am Lachen seiner Zuhörer etwas erzählte, was dem Regime missfiel. Wir standen in der Pause gelangweilt herum, da kam Marwan auf uns zu und sagte, er habe im Internet einen guten Witz gelesen: Ein Brite, ein Franzose und ein Syrer sitzen zufällig nebeneinander an der Theke einer Bar. Im Gespräch stellen sie sich die Frage, was für sie Glück sei. Der Brite sagt: »Glück ist für mich, nach einem deftigen Abendessen am Kamin zu sitzen und einen Scotch und eine Pfeife zu genießen.« Der Franzose erklärt: »Glück ist für mich, nach getaner Arbeit mit Freunden oder einer Geliebten in einem schönen Lokal zu essen und zu trinken.« Der Syrer aber meint: »Glück ist, wenn ich mitten in der Nacht Lärm an der Wohnungstür höre und öffne, und da stehen zehn Geheimdienstler wie schwer bewaffnete Soldaten aus dem Film *Star Wars*, die einen gefährlichen Gegner eliminieren sollen. Sie fragen: ›Bist du Mahmud Derani?‹, und ich antworte: ›Nein, der wohnt im vierten Stock.‹« Wir lachten.

Marwan wurde noch am selben Tag verhaftet. Bald wurden auch seine Eltern verhaftet und gefoltert. Er kam einen Monat später frei und war völlig verändert – ängstlich und schweigsam. Die schlimmste Strafe kam aber erst danach. Fast alle Nachbarn mieden Marwan und seine Eltern, als wären sie verseucht. Sami und ich trösteten ihn und besuchten ihn öfter als früher. Und bei jedem Besuch sahen wir seine Mutter mit ihrem traurigen Gesicht. Kurz vor Ende des Schuljahrs

wanderte seine Familie aus.

Wie ich vorhin erzählt habe, mussten wir also jeden Morgen laut rufen: »Unser Feind ist der Imperialismus, die Reaktion und der Kolonialismus.« Dabei verstand keiner von uns, was »Reaktion« und »Imperialismus« bedeutet. Ehrlich gesagt, ich konnte mit all diesen Begriffen nichts anfangen. Für mich war, als Junge von zehn oder zwölf Jahren, ein Feind etwas Fassbares aus Fleisch und Blut.

Ein besonders übler Feind war für uns der Autofahrer, der lachend Samis Katze überfuhr und danach auch noch laut hupte. Zwei Monate suchten wir nach ihm, und als ich ihn und seinen Sportwagen erkannte, lag die Strafe auf der Hand. Sami und ich zerstachen ihm die vier teuren Reifen und tätowierten das polierte Blech mit scharfen Messern. Samis Katze miaute an dem Tag fröhlich im Katzenparadies.

Meine Feinde hatten immer Gesichter und Namen: Mein Feind war der Sohn des Schuldirektors, der den anderen Schülern alles wegnehmen durfte – Taschengeld, Brote, schöne Stifte. Auf mich hatte er einen besonderen Hass. Ich wusste nie, warum, und ging ihm aus dem Weg. Aber er erwischte mich immer wieder, nahm mir mein Brot weg und schleuderte es auf das niedrige, total verdreckte Dach der Toiletten am Ende des Schulhofs.

Dabei gab sich meine arme Mutter immer besondere Mühe mit den liebevoll gefüllten Fladenbrotten, die sie mir täglich in die Schule mitgab, weil ich mir ein gekauftes Sandwich genauso wenig hätte leisten können wie Sami. Meine Schulbücher hatten deshalb einen anderen Geruch als normale Bücher. Sie rochen nach Oliven, Brot, Sesam, Paprika und Thymian und Flecken übersäten die billig gestalteten und bedruckten Umschläge.

Wenn der Sohn des Direktors wieder einmal eines meiner leckeren Brote geraubt und weggeworfen hatte, lachte dieser Sadist und warf sich in eine Siegerpose, als hätte er den Weltmeister im Diskuswerfen besiegt. Ich hasste ihn weniger wegen des Hungers, der mich bis zum Mittag plagte, denn Sami war in diesen Fällen sofort zur Stelle und teilte sein Brot mit mir brüderlich – trotz seines ewigen Hungers und seiner Essenslust. Ich hasste den Übeltäter, weil er die Mühe meiner Mutter zunichtegemacht hatte und ich sie aus Mitgefühl jedes Mal belügen musste, wenn sie mich fragte: »Na, mein Junge, hat dir das Brot heute geschmeckt?« Ich antwortete »Ja« und schämte mich.

Das Monster war drei Klassen über mir und selbst schon fast erwachsen, schämte sich aber nicht, kleinere Jungen zu quälen. Und die Lehrer und Schulaufseher? Sie wurden bei seinem Anblick blind und taub. Manch ein kleiner Junge weinte so laut und bitterlich, dass ihn noch die Japaner hätten hören können. Aber der Aufseher rauchte nur seine Zigarette und schaute stumpfsinnig in die Ferne.

Was für ein Fest der Freude wurde heimlich im Herzen vieler Schüler gefeiert, als ein Aufseher eines Morgens nach dem Fahngruß und dem Gebrüll gegen die Feinde des Vaterlandes verkündete, wir sollen eine Schweigeminute einlegen. Er meinte, wir sollen damit unsere Trauer um den am Wochenende verunglückten Sohn des Direktors zeigen. Das Gesicht des Aufsehers und der Lehrer wurden blass, als all die Gequälten auf dem Schulhof erleichtert auflachten. »Ruhe!«, brüllte er. Aber man merkte ihm an, dass er Angst hatte. Eine vor geheucheltem Mitleid triefende Ruhe trat ein. Erst eine Woche später erfuhren wir, dass der widerliche Kerl bei einem Wettrennen mit dem Motorrad auf der Autobahn unter die Räder eines Lastwagens gekommen war.

Solche Schulen wie unsere waren für das einfache Volk gedacht, für die Kinder der Sklaven, die man auch die »schwarzen Syrer« nannte. Die Herrscherelite, die »weißen Syrer«, schickten ihre Kinder auf teure Privatschulen und besorgten für sie vorsichtshalber die Fragen der Abiturprüfung, damit sie die besten Noten bekamen und mit Stipendien im europäischen Ausland studieren konnten. Diese Schicht, vielleicht drei bis fünf Prozent der Bevölkerung, folgte anderen Regeln und Gesetzen – sie hatte ihre eigenen.

Uns blieben in den normalen Schulen nur die armseligen Lehrer, die keiner wollte. In den Golfstaaten verdienten die Lehrer bis zu zehn Mal mehr als in Syrien und die übrig gebliebenen besseren Lehrer unterrichteten lieber und bequemer in den Privatschulen. Wie sollte man das einem guten Lehrer auch übel nehmen, wenn ein normales Monatsgehalt an unseren Schulen nicht mal für ein armseliges Leben reichte?

Auch die Universitäten folgten diesem System. Das Lehren von Wissen lag ihnen fern. Sie dressierten die Jugendlichen, damit sie als Erwachsene gute Untertanen wurden. Die Privatuniversitäten boomten, aber sie waren nur für die »weißen Syrer« da. Auch da versorgte man die Doofen unter den Studenten mit den Prüfungsfragen, aus Sorge, dass es diese unfähigen Sprösslinge der sogenannten Elite sonst nicht schaffen würden.

Dazu erzählte man sich die Geschichte vom Geheimdienstchef, der am Prüfungstag mit seinem Sohn in die Universität gekommen war und beim Dekan der medizinischen Fakultät anklopfte, der rechtzeitig vom Besuch des Generals informiert worden war. Der Geheimdienstchef trat ein und befahl dem Dekan, seinen Assistenten zu beauftragen, die Prüfungsantworten aufzuschreiben und das Papier mit dem Namen des Sohnes zu versehen. Der Dekan rief den Assistenten und schickte ihn mit dem Sohn in ein Nebenzimmer. Als er mit dem Geheimdienstchef allein war, äußerte er untertänig seine Bitte, einen Neffen aus dem

Gefängnis freizulassen, und bat um eine schriftliche Erlaubnis des Geheimdienstes, dass er anschließend das Land verlassen könne.

»Das ist zu viel für ein Medizinexamen«, hatte der Geheimdienstchef erwidert. »Aber ich kam ohnehin mit einem weiteren Wunsch. Sie wissen ja, meine Tochter trägt den Titel ›Doktor der Wirtschaft‹, sie hat ihn in Moskau erworben. Mein Sohn wird heute ›Doktor der Medizin‹. Aber was bin ich? Ich habe damals, da ich aus Patriotismus im Untergrund kämpfte, nur die Mittlere Reife erreicht. Besorgen Sie mir einen anständigen Titel, der niemandem wehtut, und Ihr Neffe ist heute noch draußen.«

»Und an welches Fach denken Sie?«

»Wenn Sie so fragen, dann wäre Geschichte gut. Wissen Sie, ich habe so gerne die Geschichten meiner Großmutter gehört und wollte immer Geschichtenerzähler werden.«

Der Dekan wollte den Geheimdienstchef nicht beleidigen, indem er ihm erklärte, dass das Fach Geschichte nichts mit den Geschichten seiner Großmutter zu tun hatte. Der General war Herr über Leben und Tod. Die Eltern des gefangenen Neffen waren am Ende mit ihren Nerven, und seine Schwester, die Mutter, würde langsam verrückt werden, wenn ihr einziger Sohn nicht aus dem Gefängnis kam.

Er bat die Sekretärin um zwei Kaffee und telefonierte kurz, und noch bevor der Sohn des Generals mit Unterstützung des Assistenten all seine Prüfungsfragen beantwortet hatte, händigte der Dekan dem glücklich strahlenden General ein hübsches Zertifikat aus, unterschrieben von seinem Kollegen und Freund, dem Dekan der Fakultät für Geschichte. Der Herr General, »Doktor der Geschichte«, hielt Wort: Der Neffe war innerhalb von Stunden zu Hause und eine Woche später in Paris.

Sami und ich haben uns keinen einzigen Tag gefreut, in die Schule zu gehen. Wir versuchten, so viel zu lernen, dass wir nicht sitzen blieben. Wir wussten, ohne Abitur könnten wir nie aus der Misere unserer Armut ausbrechen.

Unser Wissen über Geschichte, Natur, Gesellschaft, Religion oder auch Computer haben wir uns selbst angeeignet. Davon erzähle ich dir noch ...